



LU BUNG ERZÄHLEN

Azhari Aiyub
Uxue Alberdi
Cristina Judar
Nesrine Khoury
Yásnaya Elena Aguilar Gil
Panashe Chigumadzi
Mithu Sanyal

LUMBUNG ERZÄHLEN

Herausgegeben von harriet c. brown

Kurzgeschichten von
Azhari Aiyub
Uxue Alberdi
Cristina Judar
Nesrine Khoury
Yásnaya Elena Aguilar Gil
Panashe Chigumadzi
Mithu Sanyal

**HATJE
CANTZ**

INHALT

Prolog

Wir Sind-in-Gemeinschaft

harriet c. brown

HEILSALBE

Azhari Aiyub

Im Schatten des Ikarus

Uxue Alberdi

Der Zusatzspeicher

Cristina Judar

Halb vertrocknet, halb grün

Nesrine Khoury

Das Igra-Volk des Nordens

Antikapitalistischer Widerstand in der ersten Hälfte des
21. Jahrhunderts

Yásnaya Elena Aguilar Gil

Ukuza kukaNxele. Oder, Zeit vergeht

Panashe Chigumadzi

Epilog

WTF are Commons?

Mithu Sanyal

Über die Autor*innen

Über die Verlage

lumbung

1. *Indonesisch*. Nomen. Gemeinschaftlich genutzte (Reis)Scheune, in der die überschüssige Ernte zum Wohle der Gemeinschaft gelagert wird. Der Begriff bezieht sich auf eine spezifische architektonische Struktur und ihre Nutzung.
2. Als Praxis bezieht sich der Begriff auf das gemeinschaftliche Verwalten und Teilen von Ressourcen und kollektive Arbeit. Er impliziert eine gemeinsame Lebensweise, Wertegrundlagen, Wissensformen und Kosmologien.

lumbung steht für die Lebens- und Arbeitsweise des indonesischen Künstler*innen-Kollektivs ruangrupa, der Künstlerischen Leitung der documenta fifteen. *lumbung* ist damit auch Leitprinzip des Kunstereignisses in Kassel im Sommer 2022.

Im Geiste von *lumbung* ist auch das Netzwerk entstanden, das gemeinsam die Publikation geschaffen hat, die Sie in Ihren Händen halten.

PROLOG

WIR SIND-IN-GEMEINSCHAFT

harriet c. brown

Jedes Buch ist ein kollektives Projekt. Oder vielmehr ist der Prozess, den jedes Buch in seiner Entstehung durchläuft, ein kollektives Projekt. Das Objekt in Ihren Händen treibt diese Auffassung bis zum Äußersten. Bücher werden von vielen, mehr oder weniger sicht- und identifizierbaren Individuen erschaffen. Da gibt es diejenigen, die schreiben und manchmal solche, die übersetzen, jene, die korrigieren, entwerfen, gestalten und ein Cover entwickeln, und wiederum andere redigieren und publizieren, vertreiben, empfehlen und verkaufen es, und mit ein wenig Glück gibt es auch diejenigen, die es lesen. Das vorliegende Buch ist zusätzlich zur Einbindung in das Netz dieser gängigen Abläufe eine Übung im Erleben von Gemeinschaft. Ein Wortspiel des französischen Philosophen Jean-Luc Nancy macht die Zusammensetzung einer täglichen Gemeinschaftserfahrung deutlich: *être-en-commun* („in Gemeinschaft sein“). Mit der Betonung auf *en* („in“ oder „zwischen“), zwischen dir und mir, nimmt dieses Abenteuer seinen Anfang.

Dieses Buch und sein Trägerprojekt beginnen während einer Pandemie im Februar 2021 mit einer Onlinebesprechung. Das Kurator*innenteam hinter dem Kunstereignis *documenta*, das alle fünf Jahre in Deutschland in Kassel stattfindet, kontaktiert *consonni*, einen kleinen Verlag mit Sitz in Bilbao im Norden Spaniens. Die Einladung, die verschickt wird, ist dabei nicht ganz so enigmatisch, originell und literarisch, wie sie Enrique Vila-Matas 2014 in seinem Buch *Kassel no invita a la lógica* (*Kassel: eine Fiktion*, 2017) beschreibt. Sie ist profaner und direkter. Aber deshalb nicht weniger aufregend und unwiderstehlich. Und genau davon spricht Vila-Matas – hinter der Legende von Kassel steht der Mythos der Avantgarde. Nicht weniger, nicht mehr!

Für das Treffen versammeln sich viele unbekannte Gesichter auf dem Bildschirm. Während die documenta der letzten Dekaden von einem oder zwei beauftragten Kurator*innen organisiert wurde, zählt das Künstlerische Team dieses Mal nicht weniger als 14 Personen. Das indonesische Künstler*innen-Kollektiv ruangrupa, das für die Leitung der diesjährigen, zum 15. Mal stattfindenden documenta verantwortlich zeichnet, arbeitet mit der Idee des Kollektivs als vertrauensvolle und umfassende Form der Zusammenarbeit. Die Vorstellung des Gemeinsamen erweitert und durchdringt dabei alles. Es gibt ein indonesisches Wort, das ruangrupa in allen Mitteilungen wiederholt und das sich auf dieses Gemeinsame bezieht. *lumbung*. Bislang unbekannt für consonni, spross das Wort wie ein Samenkorn und verbreitete sich wie ein Virus, bis es zum alltäglichen Wortschatz vieler Menschen gehörte. Es ist auch bereits Teil Ihres Wortschatzes geworden. Es hat eine eigene Klangfülle und Materialität. Seine Aussprache erfordert die Zuspitzung der Lippen, gerade so, als würde man jemanden küssen wollen. *lumbung*.

lumbung ist ein indonesisches Wort und bezeichnet eine Reisscheune, die Gemeinschaftsarbeit ermöglicht und repräsentiert. Als kollektive Ressource basiert sie auf gemeinschaftlichen Prinzipien. Das Konzept steht für eine Reihe von Werten wie Transparenz, Ortsverbundenheit, Großzügigkeit, Unabhängigkeit und Sinn für Humor: Mit diesen Werkzeugen wird auch die documenta fifteen gestaltet. *lumbung* ist nicht nur das Thema oder Konzept zur Ausrichtung dieses Ereignisses, vielmehr ist es auch eine Praxis; eine Art und Weise, Dinge zu tun; es ist diese ansteckende, geteilte Einstellung, die das Ereignis zum Leben erwecken wird.

Bei dem Treffen stellen die unbekannteren, aber freundlich lächelnden Gesichter den Publikationsplan der documenta fifteen vor. Der deutsche Kunstbuchverlag Hatje Cantz wird ihn umsetzen. Eines der freundlichen Gesichter des Künstlerischen Leitungsteams richtet eine Frage an consonni:

– Wo seht ihr euch in diesem Programm?

Wenige Tage später bringt consonni den Vorschlag ein, selbst künstlerische Herausgeber für zwei der geplanten Publikationen der *documenta fifteen* zu werden und präsentiert dafür ein Konzept. Inzwischen hat ein Text die Aufmerksamkeit der Herausgeber erregt. Dies ist ein Essay, der die *lumbung* Kosmologie zu verorten und beschreiben sucht. In anderen Worten, eine professionelle anthropologische Reflexion darüber, wie sich kollektives Arbeiten in unterschiedlichen Teilen der Welt bezeichnen lässt. consonni schlägt vor, aus dem vorliegenden Buch ein internationales literarisches Projekt zu machen, zu dem zahlreiche Netzwerke beitragen.

- Und warum nicht die *lumbung* Logik auf die Produktion des ganzen Buches ausweiten? *lumbung* im Sinne der Logik, die bereits für die Entwicklung der künstlerischen Begegnung eingesetzt wird, zum Thema und zur Entwurfsvorlage machen.

consonni schlägt vor, für die Umsetzung mit Fiktion und literarischen Narrativen zu arbeiten. Folgt man der Multispezies-Philosophin Donna Haraway, sind wir auf Narrative angewiesen, weil sie uns das Imaginieren von bedeutungsvolleren Welten ermöglichen. consonni teilt diese Auffassung. Also: eine Anthologie von Fiktionen, verfasst von Autor*innen, die unter Verwendung der je ortsspezifischen Bezeichnungen über das *Kollektiv* schreiben.

Die mexikanische Autorin Cristina Rivera Garza erinnert uns daran, dass die Dualität von Schreiben und Gemeinschaft komplexe Stadien durchläuft, die sowohl das Produzieren als auch den Vertrieb betreffen. consonni merkt an, dass auch die Produktion des Buches kollektiv erfolgen sollte. Verschiedene Verlage müssen einbezogen werden, um rund um den Globus gemeinsam unterschiedliche Editionen zu entwickeln. So kam es, dass die Idee eines Buches mit einer einzigen Autor*innenschaft in tausend Stücke explodierte, in Fragmente, multipliziert und verbreitet alleine durch das Prinzip von *lumbung, tequio, auzolan ...*

Der Hexenzirkel ist geboren.

Wörter wie *Crowdfunding*, *Abspaltung* und *Remixen* wurden entwickelt (oder neubesetzt), um im Zeitalter des Web 2.0. Prozesse kollektiver Arbeit zu benennen. Gehen wir jedoch bekannteren Wörtern auf den Grund, ergibt sich eine bessere Vorstellung von gemeinschaftlicher Erfahrung. Wörter wie *minga* in vielen südamerikanischen Ländern, *tequio* in Mexiko, *auzolan* im Baskenland, *andecha* in Asturien, *mutirão* in Brasilien, *ubuntu* in einer Reihe von afrikanischen Ländern, *gadugi* in Cherokee Gemeinschaften, *talkoot* in Finnland, *guanxi* in China oder *fa'zaa* im Arabischen werden benutzt, um Ideen des gemeinschaftlichen Seins, ancestral wie angehörig, auszudrücken. Die Ursprünge, etymologischen Wurzeln und Entwicklungsgeschichten der Begriffe (und selbst ihre aktuellen Verwendungen) variieren, wesentlich ist jeweils, dass sie uns etwas eröffnen. Das Erbe einer kollektiven Perspektive bei der Gestaltung von Gemeinschaft. In den Gemeinschaftskonstruktionen mesoamerikanischer Kulturen werden Ideen und Formen kollektiver Arbeit mit dem Begriff *tequio* zusammengefasst: diese Aktivitäten, erinnert uns Rivera Garza, verbinden Natur und Menschheit in Kontexten von Kreation bis Rekreation und wirken der Idee von Besitz und allem, wofür der globale Kapitalismus steht, radikal entgegen.

Es ist eine befreiende Idee, Gemeinschaft als etwas zu sehen, das von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird, eine tagtägliche Erfahrung des Miteinanders, übertragen in mündlicher und schriftlicher Form, von Generation zu Generation. Jean-Luc Nancy verknüpft diese Idee der Gemeinschaft mit der Literatur. Worte verwenden, um die Grenzen des menschlichen Ausdrucksvermögens aufzuzeigen. Wichtiger als der Inhalt oder die Message ist das Teilen, denn es trägt das Denken, die Künste und jede andere gemeinschaftliche Daseinsform. Nancy merkt an, dass die einsamsten Autor*innen stets für die Anderen schreiben und Autor*innen, die einzig für sich schreiben, keine Autor*innen sind. Vila-Mata führt aus: „man schreibt, um die Lesenden zu fesseln, sie zu besitzen, zu verführen, zu unterwerfen, um in den Geist des anderen einzudringen und dort zu verharren, zu bewegen, zu

erobern ...“¹ Obwohl die transformative Kraft der Literatur in konkreten und begründeten Fällen begrenzt sein kann, ist die Vorstellung des Schreibens als ein Umschreiben auch für dieses Projekt von Bedeutung und leitet es – als unvollendete Übung und als Methode, um das Miteinander gemeinschaftlich zu gestalten.

Also beginnt ein arbeitsamer Prozess, um die ancestralen Begriffe für kollektive Arbeit ausfindig zu machen, um Zusammenhänge und Verlagssysteme zu verstehen und Verlage mit passenden Profilen zu finden, die Interesse an einer Teilnahme an dem Projekt haben könnten. Unabhängige Verlage, die in verschiedenen geopolitischen Zusammenhängen Literatur veröffentlichen. Außerdem ist es im Sinne einer Koexistenz wichtig, sowohl dominante als auch nicht-dominante Sprachen einzubeziehen. Um die kulturellen und historischen Kontexte und Konflikte, die stets Teil von Sprache sind, miteinander ins Gespräch zu bringen.

consonni durchforstet sein Netzwerk, kontaktiert den Almadía Verlag in Mexiko und Txalaparta im Baskenland, um mit den Konzepten *tequio* und *auzolan* zu arbeiten – Begriffe, die in ihren Kontexten alltäglich sind und regulär benutzt werden. Nach Konsultation und Befragung der Netzwerke des Netzwerks wird der arabische Verlag Al-Mutawassit kontaktiert. Durch Kontakte des Künstlerischen Teams der documenta fifteen werden Marjin Kiri in Indonesien und Cassava Republic Press in Nigeria erreicht. Ein Suchverfahren auf der Basis von Komplizenschaft. In Brasilien kann Dublinense gewonnen werden, dank der International Alliance of Independent Publishers, zu der Txalaparta, Marjin Kiri und Dublinense gehören. Ein persönliches Treffen zwischen consonni und den Verlagen kommt im November 2021 auf der International Conference of Independent Publishers zustande, die von der Alliance in Pamplona organisiert wurde und Hunderte von Fachleuten aus mehr als vierzig Ländern der Welt zusammenbrachte.

Bei den Treffen wird ein vielfältiges, unabhängiges, dekolonialisiertes, umweltbewusstes, feministisches, liberales, soziales und solidarisches Publizieren vereinbart. Es verpflichtet sich

der kulturellen, sozialen und politischen Natur des Buches und sieht Lesen als eine befreiende Praxis, als einen kritischen Akt der Bürger*innenschaft und als aktives, bewusstes Mitwirken an der Gemeinschaft. Dieser Geist trägt das vorliegende Buch und das dahinterliegende Programm. Die unabhängigen Verlage dieses Projekts sind allem voran unabhängig. Verlage-in-Gemeinschaft. In Pamplona sprach Vandana Shiva als Botschafterin der Biodiversität über die Notwendigkeit des „Mikro“, über die Größe kleiner Verlage und ihre lebendigen Netzwerke, die sich in gegenseitiger Hilfsbereitschaft organisieren. Wichtiger als das sichtbare Buchobjekt ist das Netzwerk – es ist das Ergebnis von Produktion und Kooperation.

Jeder Verlag bringt sein übliches Produktions- und Vertriebsökosystem mit. Es werden Schreibende gesucht, die um den Einsatz der Fiktion wissen und Vorstellungen von Gemeinschaft in beispielloser Weise neu erschaffen. Für den Almadía Verlag schreibt Yásnaya Elena Aguilar Gil auf Spanisch über *tequio*. Txalaparta stellt Uxue Alberdi vor, sie schreibt auf Baskisch und über das Konzept *auzolan*. Dublinense bringt Cristina Judar ein, um auf Portugiesisch über *mutirão* zu schreiben. Al-Mutawassit schlägt Nesrine Khoury vor, die auf Arabisch über *fa'zaa* schreibt. Cassava Republic Press stellt Panashe Chigumadzi vor, um auf Englisch über *ubuntu* zu schreiben. Um auf Deutsch über *allmende* zu schreiben, bringen Hatje Cantz und die documenta fifteen Mithu Sanyal ein. Was *lumbung* betrifft, präsentiert Marjin Kiri den Autor Azhari Aiyub, seine Sprache ist Indonesisch. Von spekulativen Essays, experimentellen Texten über intimes Erzählen von kollektiver Arbeit als tägliche Gewohnheit bis hin zu situativeren Erzählformen. In Überwindung der einschränkenden Dichotomie zwischen Realismus und Fiktion steht der Einsatz von Wörtern für ein Produzieren und weniger ein Repräsentieren der Realität. Die Geschichten sollen im Hier und Jetzt erzählt und verortet werden, dort, wo jede einzelne Person aus einem Zentrum konstanter Kontaminierung heraus schreibt.

Jeder Verlag produziert eine Ausgabe in seiner Sprache und vertreibt sie in seinem Kontext. Jedes Objekt-Buch wird gleich und

dennoch anders. Dieselbe Struktur, ein anderes Cover, unterschiedliche Layouts, in andere Sprachen konvertierte Inhalte. Die eigene Arbeitsweise, abgestimmt mit den anderen Verlagen. Die Übersetzungsarbeit, die dieses Projekt erfordert, ist deshalb zentral, enorm und herausfordernd. Wir arbeiten mit einer Gruppe von professionellen Übersetzer*innen zusammen, die durch die Verlage vorgeschlagen, kontaktiert und der Gruppe vorgestellt werden. Um Geschichten durch eine Übersetzung sichtbar zu machen. Man achte auf den etymologischen Ursprung: Übersetzen bedeutet, zu anderen Ufern zu gelangen. Wir haben uns von einer Gemeinschaftserfahrung zur nächsten bewegt. consonni hat diese Bewegung vermittelt und versucht, eine ausgeglichene, wenn auch asymmetrische Choreografie zu koordinieren.

Wörter mobilisieren das Gemeinsame und Verbindende, Fiktionen weben Netzwerke. Fiktionen, wie sie die Religionen, der Sport oder die Musik erschaffen, zeigen ihre Macht in der sozialen Mobilisierung. Alle lebenden Organismen basieren auf Vielfalt, deshalb benötigen wir Pluralität und Diversität in unseren erzählten und niedergeschriebenen Geschichten – um zu leben. Die Prozesse von Produktion, Reproduktion und Veräußerlichung, durch die das vorliegende Buch entstand, sind kollektiver Natur und stehen in ständigem Körperkontakt miteinander, sie folgen den Prinzipien der Zusammenarbeit und der Weitergabe. Wir sind-in-Gemeinschaft.

Aus dem Englischen von Lina Morawetz

ANMERKUNG

- 1 Enrique Vila-Matas, *Kassel no invita a la lógica*, Barcelona, 2014, S. 44, hier aus dem Englischen ins Deutsche von der Übersetzerin.

HEILSALBE

Azhari Aiyub

(1)

Die folgende Geschichte trug sich in den Jahren der Militäroperationen in Aceh zu. Es war die Zeit, als die Spezialeinheit des indonesischen Heeres „Kopassus“ bei ihrem Vernichtungszug gegen die Separatisten der Bewegung Freies Aceh¹ mehrere Dutzend Geheimgefängnisse kontrollierte.² Die beiden größten dieser Art waren Rancong und Rumoh Geudong. Nur wenigen Inhaftierten gelang es, lebend aus den Gefängnissen zu entkommen. Einer von ihnen war Syahdi, der, als er die Geschichte erzählte, 59 Jahre alt war.

Er wurde zwischen Juli und August 1993 in Lhokseumawe in einem Gebäude der Mobil Oil³ gefangen gehalten. Um dieses Gefängnis von einem weiteren im selben Gebäudekomplex zu unterscheiden, nannten die Kopassus-Soldaten es „Fledermauswache“.

Außer Syahdi befand sich in der Fledermauswache ein weiterer Häftling. Es war eine Tigerin mit dem Namen Baiduri, sie war nicht weniger als fünfzehn Jahre alt, und sie lag im Sterben.

Man nahm an, dass Baiduri die Tigerin des *Pawang* Lemana war, einem Dorfheiler mit der Fähigkeit, mit Tieren zu kommunizieren und Wunden mit den Mitteln der Natur zu behandeln.

Das Heilmittel aus Lemans Herstellung war eine kupferfarbene Salbe mit eigentümlich ranzigem Geruch, deren Anwendung er anfangs ausschließlich auf die Behandlung verletzter Wildtiere beschränkt hatte. Später fanden Kopassus-Soldaten eine solche Salbe in den Taschen der gefangenen Separatisten, laut deren Aussagen sie vermochte, eitrige Schusswunden innerhalb nur weniger Tage zu schließen. Auf der Grundlage dieser Informationen

hatte die Spezialeinheit den Namen Leman bereits vor geraumer Zeit auf die Liste der meistgesuchten Flüchtigen gesetzt.

Den Soldaten war es bislang nicht gelungen, Leman festzusetzen, nicht, weil er ein besonders gerissener Gegner gewesen wäre, sondern weil er anders als die meisten anderen Freiheitskämpfer keine wunden Punkte hatte. Die Separatisten mochten grausam sein, gingen in der Regel aber in die Knie, sobald sie erfuhren, dass ihre Kinder, Ehefrauen oder Eltern als Geiseln festgehalten wurden. Leman lebte allein im Maja-Wald. Er besaß keinen jener wertvollen Schätze, die es zu beschützen galt und die der Feind im Krieg gegen die Freiheitskämpfer in Aceh als deren Schwäche voll und ganz ausnutzte. Unter den Heilern, die in diesem Wald lebten, ging das Gerücht um, Leman hielte zwei Tiger, die er von klein auf großgezogen hatte. Beides Weibchen. Ein bekannter Heiler in Nisam hatte einmal gesagt, für die beiden Tiger sei Leman wie eine Mutter.

Kopassus-Soldaten hatten vermutlich eines dieser Tigerweibchen fangen können und benutzten es nun als Köder, um Leman aus seinem Versteck zu locken. Für sie würde dieser Plan allerdings nur unter zwei Voraussetzungen aufgehen:

1. Der gefangene Tiger gehörte tatsächlich Leman.
2. Leman liebte diesen Tiger.

Syahdi wusste nicht, wie lange die Tigerin bereits in der Fledermauswache gefangen gehalten worden war. Er nahm aber an, dass es schon eine ganze Weile gewesen sein musste. Als er in das Gefängnis geworfen wurde, war die Tigerin bereits stark geschwächt und abgemagert. Syahdi war sich dennoch sicher, dass sie in einem geeigneten Moment immer noch imstande gewesen wäre, ein oder zwei der Kopassus-Soldaten mit nur einem einzigen Hieb ihrer riesigen Pranken zu Fall zu bringen.

Falls Baiduri tatsächlich Lemans Tigerin war und falls Leman Baiduri für diesen bereits recht langen Zeitraum in der Gefangenschaft der Spezialeinheit gelassen hatte, ohne etwas dagegen zu unternehmen, dann bedienten sich die beiden möglicherweise einer Art psychologischer Kriegsführungsstrategie:

Sie überließen den Feind seinen zermürbenden Zweifeln. Ungeachtet dessen waren die Soldaten nicht für den Umgang mit einem Tiger ausgebildet worden, schon gar nicht über eine längere Zeit. Andererseits konnte Lemam davon ausgehen, dass die Soldaten diese unkonventionelle Geisel unmöglich foltern oder sexuell misshandeln würden; solche Taktiken wurden üblicherweise bei menschlichen Gefangenen angewendet, um Geständnisse zu erzwingen. Aus diesem Winkel betrachtet, hatten Lemam und die Tigerin den Kampf bereits für sich entschieden: Bis zum Ende des Krieges und bis die Tigerin in der Gefangenschaft der Spezialeinheit an Altersschwäche starb, war Lemam jedenfalls weder zur Fledermauswache noch zu einem der anderen Militärstützpunkte gekommen, um sich zu stellen.

Sein Name war auch nicht in der langen Liste mit Separatisten zu finden, die sich gestellt hatten oder ermordet worden waren.

Allerdings kam die Spezialeinheit Lemam und Baiduri in einer anderen Sache zuvor.

Syahdi wusste, dass vor ihm bereits vier andere Männer in der Fledermauswache gefangen gehalten worden waren. Es waren Abu Neh, Idham, der stumme Bisu Rabu und Farabi. Die Männer hatten sich vor vielen Jahren, bevor sie im Lager wieder aufeinandertrafen, aus den Augen verloren. Sie hatten einst als Gemeinschaft von Holzfällern im Maja-Wald zusammengefunden, waren später aber getrennte Wege gegangen und hatten jeweils neue Arbeitsstellen gefunden. Wie es Syahdi am eigenen Leib erfahren hatte, waren auch die anderen Männer von Soldaten verschleppt worden, wahrscheinlich wurden sie innerhalb kurzer Zeit jeweils an einem anderen Ort aufgegriffen. Um herauszufinden, ob die Tigerin wirklich Pawang Lemam gehörte, führte man die Männer vor das Tier.

Hinter dieser Operation der Soldaten stand der schlichte Gedanke, dass die Tigerin, wenn sie die Holzfäller nicht tötete, die Männer kannte. Wenn die Tigerin sie kannte, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie dem Gesuchten gehörte. Und das bedeutete für die Soldaten, dass eine der notwendigen Voraussetzungen, Lemam zu fassen, erfüllt wäre.

Fatalerweise hatten die vier Holzfäller nicht die geringste Überlebenschance. Die Tigerin tötete sie augenblicklich einen nach dem anderen. Sie kannte sie offenbar nicht. Unter Tränen berichtete Syahdi, wie er ihre Knochen in Baiduris Zelle überall zerstreut auf dem Boden liegen gesehen habe.

In diesem abscheulichen Spiel hatten die Soldaten nun beinahe sämtliche Trümpfe ausgespielt, ohne an ihr Ziel gelangt zu sein. Doch dann verschleppten sie Syahdi und nahmen ihn in Gewahrsam, er war der einzige noch lebende Holzfäller der Gruppe und derjenige, dem man zunächst keinerlei Beachtung geschenkt hatte.

Syahdi hatte sich bereits vor vielen Jahren und lange bevor er verschleppt wurde von der Gruppe der Holzfäller getrennt. Seither hatte er lediglich Kontakt zu Farabi gehalten, der inzwischen als Gelegenheitsarbeiter am Busbahnhof von Pantan Labu arbeitete und sich um die Belange der Fahrgäste kümmerte. Er traf ihn höchstens zweimal im Jahr, und bei diesen Treffen überbrachte Farabi ihm Lemans Salbe. Leman hätte das Heilmittel niemand anderem außer Farabi anvertraut.

Syahdi hatte keine Ahnung, wie Farabi an die Salbe kam, und vor seiner Verhaftung wusste er ebenso wenig, dass Leman schon lange auf der Liste der Gesuchten stand. Im Alter von zwölf Jahren war Syahdi über viele Wochen von Leman behandelt worden. Leman habe dabei diese Salbe angewendet, so Syahdi, und diese sei sehr wirksam gewesen und habe die ständigen Schmerzen in seinem linken Bein gelindert. Noch Jahre später sei er von der Salbe stark abhängig gewesen und habe sich ohne dieses Heilmittel kaum fortbewegen können.

Mit einer 500-Gramm-Dose kam er in der Regel bis zu fünf Monate aus. Syahdi hatte zuletzt acht Monate vor seiner Entführung einen Nachschub erhalten. Das bedeutete, Farabi musste einige Zeit nach dem Treffen mit Syahdi entführt und der Tigerin übergeben worden sein. Leman musste die Salbe unterdessen an einem Ort hergestellt haben, den nur Farabi kannte.

Syahdi vermutete, dass Leman sich zur selben Zeit, als er ihn damals behandelte, auch um eine Tigerin kümmerte, die ein Junges

säugte. Syahdi sprach von einer „Vermutung“, weil er während jener Zeit nie auch nur einen einzigen freilaufenden Tiger in Lemans Hütte oder der Umgebung gesehen habe. Vielleicht hielt Lemans den anderen Patienten aus einem bestimmten Grund vor Syahdis Blicken verborgen. Ein Beweis für die Anwesenheit einer Tigerin in Lemans Hütte wurde später tatsächlich gefunden, es handelte sich dabei jedoch um ihren Kadaver.

Syahdi fragte sich, ob Baiduri, die mit ihm in der Fledermauswache gefangen gehalten wurde, eines der Jungen dieser Tigerin von damals war. Tatsache war, dass jedes Mal, wenn die Kopassus-Soldaten ihn der Tigerin übergaben, das Tier nicht das geringste Interesse zeigte, ihn anzufallen. Stattdessen leckte Baiduri Syahdi mit sichtlicher Zuneigung. Die vernarbten Spuren, die die raue Zunge der Tigerin auf seinem Hals, seinen Wangen und seinem Rücken hinterlassen hatte, waren noch deutlich zu sehen.

(2)

Sechzehn Jahre vor der Entführung der Holzfäller brachte sein Onkel Latif den jungen Syahdi zu einer Sägerei im Maja-Wald. Diese Sägerei befand sich in der Nähe eines Flusses, verborgen zwischen den Stämmen riesiger Bäume, die nächste Siedlung lag einen vier- bis fünfstündigen Fußmarsch entfernt.

Bis zu seinem Unfall, bei dem sein Bein schwer verletzt wurde, hatte er dort etwa zwei Jahre gelebt und war täglich seiner Arbeit als Koch für die fünf Arbeiter nachgegangen.

In der Nähe der Sägerei war es auch, wo Syahdi zum ersten Mal Tiger sah. Die Tiere tauchten am Steilufer auf der anderen Seite des Flusses zwischen Felsspalten auf. Syahdi beobachtete sie fortan viele Male. Manchmal stillten sie ihren Durst am Fluss, um kurz darauf wieder im dunklen Urwald zu verschwinden. Oder sie streunten scheinbar ziellos am Ufer umher, beobachteten die Gruppe von Männern, die sich auf der anderen Seite des Flusses auf halsbrecherische Weise mit gefälltten Baumstämmen abkämpften, und verschwanden dann im Nachmittagsnebel, um ein paar Tage später wieder aufzutauchen.

In der Nacht war manchmal Tigergebrüll zu hören, so deutlich, als stünde eines der Tiere auf der Türschwelle der Sägerei, in der die Männer lebten. Die Entfernung zwischen Sägerei und dem gegenüberliegenden Flussufer betrug keine sechzig Meter, aber die starke Strömung und die an vielen Stellen gefährlichen Stromschnellen hielten die Tiger vom Überqueren des Flusses ab.

Anfangs hatte Syahdi noch versucht, die Tiger anhand der Färbung ihrer Gesichter, insbesondere anhand der Zeichnung auf Stirn und Wangen, voneinander zu unterscheiden. Vielleicht lag es an der Entfernung, die die Sicht und damit auch dieses Vorhaben erschwerte, dass sich die meisten Tiger, die er beobachten konnte, aufs Haar zu gleichen schienen.

Dann aber tauchte eines Tages eine Tigermutter auf. Erstaunlich daran war, dass sie ihre drei vielleicht erst sechs Monate alten Jungen mitbrachte. Nachdem er an einer seichten Stelle im Flusswasser Reis gewaschen hatte, so wie er es jeden Morgen tat, hielt Syahdi einen Augenblick lang inne und beobachtete die vier Tiger.

Die Tigermutter schien ihren Jungen das Schwimmen beibringen zu wollen. Sie ging den Kleinen voran bis ans Wasser. An vier oder fünf aufeinander folgenden Tagen habe er die Tigermutter dabei beobachten können, erzählte Syahdi seinem Onkel. Latif, der gerade mit der Verdauung seines Abendessens beschäftigt war, reagierte abweisend auf Syahdis Bericht. Die stattliche Portion von halbgar gekochtem Reis, der sich selbst in der brühend heißen Instant-Nudelsuppe weder aufweichen ließ noch genießbarer wurde, lag ihm schwer im Magen.

Seinem Neffen sagte er, er solle sich nicht um die Tiger scheren. Syahdi hatte bereits bemerkt, dass es Latif, genau wie die anderen vier Holzfäller, nicht sonderlich kümmerte, ob sich ein Tiger auf der anderen Seite des Flusses zeigte oder nicht. Die Männer hatten bereits etliche Jahre in der Sägerei gelebt und schienen davon überzeugt zu sein, dass die Strömungen und Stromschnellen den besten Schutz vor Angriffen wilder Tiere darstellten, die dort drüben auf der anderen Seite des Flusses umherstreiften. Das Einzige, was

ihnen Angst machte, war eine der konzertierten Operationen der Regierung mit dem Ziel, illegale Holzfäller zu vertreiben.

„Die Tigermutter hat keinen Schwanz“, sagte Syahdi.

Idham räusperte sich, irgendetwas schien ihm unangenehm zu sein. Idham war in Latifs Alter, als Neffe von Abu Neh fühlte er sich befugt, den anderen Arbeitern Anweisungen zu geben. Er war nicht damit einverstanden gewesen, dass Latif seinen Neffen zur Sägerei brachte. Er argumentierte, ein Kind habe mitten im Wald nichts verloren, denn früher oder später würde es ihnen doch nur Scherereien bereiten. Aber als Abu Neh Latifs Bitte nachkam, konnte er nichts weiter dagegen tun.

Abu Neh, etwa 55 Jahre alt und Eigentümer der Sägerei, war es nahegegangen, als Latif ihm erzählte, dass sein zwölfjähriger Neffe, der in seinem Heimatdorf lebte, von seinem eigenen Vater zu Tode misshandelt werden würde, wenn er ihn nicht bald rettete. Die Mutter des Kindes wäre außerstande etwas dagegen auszurichten, sie kämpfte ihrerseits gegen einen Dämon, der ihre Seele beherrschte und ihr den Verstand geraubt hatte.

„Wenn du nicht damit aufhörst“, sagte Latif wütend, „werde ich dich gleich morgen zurück nach Hause bringen.“

„Bitte tu das nicht“, erwiderte Syahdi ängstlich. „Ich will lieber hierbleiben.“

Idham, den Syahdis Schilderungen neugierig gemacht hatten, ging am nächsten Morgen hinunter zum Flussufer, um selbst Ausschau nach den Tigern zu halten. Keine Viertelstunde später kehrte er zurück und sagte zu den anderen: „Die Bestie will einfach nicht aufgeben.“

Wie auf Kommando machten die Männer sich einer hinter dem anderen auf den Weg zu einer Stelle am Flussufer, die nur rund dreißig Meter hinter der Sägerei lag und an der sich eine Schneise befand, die eigens dafür angelegt worden war, um Baumstämme und Holzblöcke ins Wasser zu lassen.

Wie Idham gesagt hatte, befand sich die Tigermutter am gegenüberliegenden Flussufer, ihre drei Jungen waren jedoch nirgends zu sehen. Sowie sie die Bewegungen der Menschengruppe auf der anderen Seite bemerkt hatte, brüllte die Tigermutter und

drehte sich wie ein Kreisel um ihre eigene Achse. Auf das mächtige Toben ihrer Mutter hin tauchten die drei Tigerjungen aus dem Wasser auf und stimmten mit jungen Schreien in das Gebrüll ein.

„Ob sie sich durch ihre Jungen rächen will?“ Es war Abu Neh anzumerken, dass er versuchte, ruhig zu bleiben, doch in seiner Stimme schwang Furcht mit.

„Warum denn an uns? Wir haben ihr den Schwanz doch nicht abgeschnitten“, brach es aus Farabi hervor. Er war kräftiger und muskulöser gebaut als die anderen Holzfäller, und als einziger, der mit der Axt richtig umzugehen gelernt hatte, war er für das Fällen von Bäumen zuständig.

„Die Tigerin muss sich irren“, sagte Abu Neh. „Aber ich bin sicher, dass die Tiere den Fluss nicht überqueren können. Nicht jetzt und niemals.“

„Doch, das kann sie wohl“, widersprach Farabi. „Bevor der Junge herkam, habe ich einmal gesehen, wie sie es beinahe geschafft hätte. Sie hatte schon ein Drittel der Strecke zurückgelegt, war aber dann in die Stromschnellen geraten und wieder umgekehrt.“ Dabei deutete er auf eine Stelle in der Mitte des Flusses.

„Warum hast du uns nichts davon gesagt? Wenn wir darauf nicht vorbereitet sind, kann das sehr gefährlich werden.“

„Ihr wart damals auf dem Weg zum Laden“, erwiderte Farabi.

„Ich denke, es ist an der Zeit, dass wir ihn um Hilfe bitten.“

„Du meinst den Heiler Leman?“, fragte Farabi.

Latif nickte.

„Er ist immer noch nicht gut auf mich zu sprechen“, sagte Abu Neh.

„Es liegt nicht an dir, Abu Neh“, erwiderte Farabi. „Der Grund ist, dass er denkt, wir seien mit den Männern von der Station befreundet.“

„Du bist also der Meinung, wir sollten jeden abweisen, der in der Sägerei Halt macht?“

„Du bist der Einzige, der auf sie wartet“, Farabi lächelte Idham verschmitzt an, „und du hoffst, dass sie die Nacktbilder mitbringen.“

„Nur zu schade, dass du nicht lesen kannst.“

„Ich werde versuchen, ihn zu treffen“, versuchte Latif, das Wortgefecht zwischen Idham und Farabi zu beenden.

Ohne Latif und Idham gingen die Holzfäller an diesem Tag wie gewohnt an die Arbeit, hackten und spalteten Baumstämme, und als sie einen großen Stoß von vier bis acht Meter langen Blöcken zusammenhatten, umhüllten sie diesen mit einem speziell dafür gewebten Netz.

Sie brauchten etwa zwei Wochen, um ein Netz mit etwa einem halben Kubikmeter Holz zu befüllen. Erst wenn sie zehn bis zwölf Kubikmeter Holz zusammengetragen hatten, wurden die Netze in den Fluss gelassen. Dem stummen Bisu Rabu wurde die Aufgabe des Flößers zugeteilt, der das Holz bis zu seinem Zielort flussabwärts lenkte.

Die Nacht brach früh über sie herein. Obwohl es kalt war, machten die Männer kein Lagerfeuer. Abu Neh hatte seinen Arbeitern bereits vor dem Abendgebet befohlen, das Tor der Sägerei mit einem Doppelbalken zu verriegeln. Drei Äxte wurden an jeweils schnell zu erreichenden Stellen platziert. Farabi und Abu Neh war die Anspannung anzusehen, Bisu Rabu bildete keine Ausnahme, aber niemand machte sich die Mühe, ihm zu erklären, was vor sich ging.

Syahdi wurde den Verdacht nicht los, dass etwas zwischen den Holzfällern und der Tigermutter vorgefallen sein musste, bevor er zur Sägerei kam. An jenem Morgen, bevor Latif und Idham die Sägerei verließen, hatte er gehört, wie sein Onkel zu Abu Neh sagte: „Wenn ich nicht zurückkehren sollte, vertraue ich dir den Jungen an.“

In der Nacht hörten die Männer zweimal das ohrenbetäubend laute Gebrüll der Tigermutter. In Wellen kam es über den Fluss und ließ die vier Männer in der Sägerei bis ins Mark erschüttern und bis zum Morgengrauen kein Auge mehr zu tun. Vielleicht, um sich selbst zu beruhigen, erzählte Abu Neh Syahdi die Geschichte des Mannes, den Latif und Idham aufsuchen wollten: Heiler Leman.

Der tatsächliche Aufenthaltsort von Leman war niemandem bekannt. Er konnte in jedem Winkel des riesigen Waldgebiets sein. Seine tägliche Arbeit bestand darin, im Wald umherzustreifen und

Pflanzen und Tiere zu erkunden. Dabei sammelte er verschiedene Arten von Blättern und Wurzeln, tote Insekten oder abgestorbene Teile seltener Pflanzenarten. Gewisse Inhaltsstoffe extrahierte er und verarbeitete sie zu einer Salbe. Er hatte bisher nur wenige Menschen mit dieser Heilsalbe behandelt, ausnahmslos nach einem Unfall im Wald; er benutzte sie vor allem, um verletzte Tiere zu behandeln, die er auf seinen Streifzügen fand.

Wie Menschen in einem Haus und Tiere in einem Nest oder in einem Bau leben, so hatte auch Lemman einen Wohnort. Es war eine Blockhütte, sie befand sich etwa drei Stunden zu Fuß entfernt flussaufwärts, am Ufer desselben Flusses. Die Hütte war meist verlassen. Einige Männer aber, die mit der Absicht dorthin gepilgert waren, in der Abgeschiedenheit zu meditieren, berichteten nach ihrer Rückkehr davon, verschiedene verletzte Tiere gesehen zu haben, die auf Lemman zu warten schienen. Als Lemman vor Jahren mit dem Bau der Hütte begann, plante er tatsächlich noch, darin eine Tierklinik einzurichten. An der Fertigstellung war Abu Neh beteiligt, vor allem an den Fenstern und Türen und Rahmen war seine Handschrift noch zu erkennen.

Da gegenwärtig Trockenzeit herrschte, schätzte Abu Neh, dass sich Lemman in größerer Entfernung flussaufwärts aufhielt, vielleicht einen Tagesmarsch oder sogar noch weiter von ihrer Sägerei entfernt. „Aber macht euch keine Sorgen“, sagte Abu Neh, „er kann einen Menschen auf mehrere Kilometer Entfernung riechen.“

Es hieß, die Tiger im Maja-Wald hätten großen Respekt vor Lemman, vielleicht weil er ihnen viele Male das Leben gerettet hatte. Abu Neh war der Ansicht, es sei Ausdruck der Feindseligkeit und des Angriffs, wenn eine Tigermutter ihren Jungen vor den Augen der Menschen das Schwimmen beibrachte, da Tiger eigentlich nicht schwammen. Daher mussten sie einen anderen Weg suchen, oder jemand anderen, der die Tigermutter davon zu überzeugen vermochte, dass die Männer in der Sägerei nicht ihre Feinde waren.

„Aber wer hat ihr den Schwanz abgeschnitten?“ Syahdi konnte sich die Frage nicht länger verkneifen.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Abu Neh. „Es leben noch viele andere in diesem Wald. Wir haben den Tigern nie etwas getan.“